

Walter Janssen, *Die Importkeramik von Haithabu. Die Ausgrabungen in Haithabu, Band 9*. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1987. 201 Seiten, 30 Abbildungen.

Die Importkeramik von Haithabu ist schon einmal, in der 1951 abgeschlossenen, 1959 als Band 2 der gleichen Reihe veröffentlichten Dissertation von Wolfgang Hübener über die Keramik von Haithabu behan-

delt worden. Daß der Gegenstand im Abstand einer Generation einer neuen Behandlung bedurfte, ist mit dem Hinweis auf die gewaltige Steigerung der Fundmengen vor allem durch die Grabungen Kurt Schietzels und durch den veränderten Kenntnisstand in den Herkunftsgebieten jenes Imports rasch erklärt. Hübener's Arbeit gehörte noch zu den Pionierleistungen. Seine sorgfältige Argumentation hat, wie sich jetzt noch einmal zeigt, für ein haltbares Fundament besonders auch zur Beurteilung der rheinischen Importkeramik gesorgt.

Galt es damals noch, Schneisen in das Dickicht zu schlagen, so kann Walter Janssen von dem heutigen, vielfach erweiterten Kenntnisstand und von jahrzehntelanger eigener Erfahrung im Umgang mit Keramik besonders des Rheinlandes ausgehend, das Thema zu einem weit ausholenden Überblick nutzen. Nach einleitender Darstellung des Forschungsstandes beschreibt Verf. die in Haithabu vorkommenden Keramiktypen: Typ 1 entspricht der 'Badorfer Ware', Typ 2 'Walberberg', Typ 3 'Mayen', Typ 4 'Hunneshans', Typ 5 den 'Reliefbandamphoren', Typ 6 'Tating', Typ 7 der 'Pingsdorfer Ware', Typ 8 der 'blaugrauen Ware' mit der Untergruppe 'Paffrath'. Die Typen 9–14 umfassen hier seltener vorkommende Warenarten, darunter glasierte Ware, 'Andenne'-Keramik und 'Faststeinzeug', die in den folgenden Abschnitten keine wesentliche Rolle mehr spielen. Die Keramik slawischen Gepräges, von Hübener als 'Ostseegruppe' bezeichnet, wird hier nicht behandelt.

Im Abschnitt 'Fundvorlage' – üblicherweise findet man sonst unter dieser Rubrik Kolonnen von Detailangaben, Signaturen und Statistiken – kommentiert Verf. auf 12 leicht lesbaren Seiten die auf 22 Tafeln zusammengestellten Keramikzeichnungen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um eine Ergänzung des vorangehenden Abschnittes. Das Verfahren, vollständige Datensätze nur noch zu archivieren, nicht aber zu drucken, wird angesichts großer Fundmassen wohl immer unabweislicher. Daß seltene Keramiktypen ausführlicher bis vollständig präsentiert werden, die gängigen dagegen nur in knapper Auswahl, versteht sich von selbst. Das Problem, die Auswahlkriterien transparent zu machen, ist vom Verf. nicht erörtert worden. In einem dritten Durchgang wird die Datierung der Typen 1–8 und 12 diskutiert.

Zu den bisher besprochenen Abschnitten seien einige Randbemerkungen erlaubt: Ob es überhaupt einzeilige Badorf-Stempel (S. 29) gibt, scheint mir noch ungeklärt. Bei genauer Betrachtung stellt sich das 'einzeilige' Muster in der Regel als unvollständig abgedrückter doppelzeiliger Stempel heraus (vgl. dazu bereits HÜBENER 1959, S. 33). – Die Reliefband-Amphorenstücke auf den Tafeln 13,3.4 und 14,7 sind im Profil leicht mißverständlich angeordnet. – Ein Henkel wächst keineswegs 'aus überschüssigem Ton der Randpartie' (so S. 33) heraus, sondern ist immer angarniert. – Der Rand Taf. 29,2 sieht hessischer Drehscheibenware ähnlich. – Die senkrechten 'Kanneluren' auf Taf. 29,6 kommen auch auf einem Gefäß rheinischer Provenienz in Meschede vor (vgl. unten). Die Kennzeichnung der Pingsdorfer Warenart hinterläßt den Eindruck, Verf. habe hier vorwiegend späte Exemplare vor Augen gehabt. Das trifft auch auf die Beschreibung der Gefäßformen zu. Vom Verf. nicht erörtert wird das auch für Haithabu nicht unwichtige, allerdings schwierige Problem, sichere frühe von sicheren späten und von zeitlich durchlaufenden Pingsdorf-Formen abzusondern.

Einen nicht unbeträchtlichen Anteil seines Buches widmet Verf. dem in Haithabu mit nur geringen Fundzahlen vertretenen Typ 4, der in der deutschen Literatur meist als 'Hunneshans-Gruppe' bezeichneten Warenart, d. h. einer helltonigen Keramik, die Badorfer Rollstempeldekore mit einer von typischer Pingsdorfer Bemalung deutlich unterscheidbaren roten Streifenbemalung verbindet. Diese Warenart, der hier auch zwei längere Exkurse und eine Tafel mit rheinischem Töpferei-Fundmaterial gewidmet sind, war von Hübener mit Braat und Jankuhn als Übergangsform von der Badorfer zur Pingsdorfer Ware bezeichnet und um 900 angesetzt worden. Längere Zeit hat die Forschung die Frage diskutiert, ob der Beginn der Pingsdorfer Ware (und implizit damit der Übergangshorizont) in die erste Hälfte des 9. Jahrh. oder bald nach dessen Mitte anzusetzen sei. Unter Heranziehung von Ofenfunden aus Badorf und vor allem der Schallgefäße von St. Walburga in Meschede kommt Janssen für die Hunneshans-Gruppe auf die Datierung Ende 9./Anfang 10. Jahrh. zurück und damit auf eine Anfangsdatierung für Pingsdorf um 900. Leider ist der in vieler Hinsicht außerordentlich wichtige Keramikfund von Meschede (1965) bislang vom Ausgräber nur in sehr vorläufiger Form veröffentlicht worden. Eine mündliche Information des Rez. hat Verf. mißverstanden, was hier korrigiert sei: Die im Mauerwerk um die jetzige Orgelempore eingeschlossenen Gefäße gehören nicht alle der 'klassischen Ware vom Badorfer Typ an' (S. 44). Soweit ein Urteil möglich ist – bei der Mehrzahl konnte nur in das Gefäßinnere 'in situ' Einblick genommen werden –, handelt es sich um Gefäße in der Form der von Badorf her bekannten Kannen, doch in der Art der Hunneshans-Ware

härter gebrannt, mit Rollstempel verziert und – nicht immer – bemalt (ein Vorbericht des Rez. befindet sich seit 1985 in 'Druckvorbereitung').

Das Enddatum für Pingsdorf setzt Verf. unter Berufung auf einen nach 1248/51 vergrabenen Münzschatzfund allgemein in das 13. Jahrh. (S. 47 f.). Es ist aber nach Auffassung des Rez. wichtig und in diesem Falle auch tatsächlich möglich, genauer zu unterscheiden zwischen Gefäßen, die im Rahmen oder auch nach Ablauf einer durchschnittlichen Lebensdauer außer Gebrauch und in den Boden kamen, und dem Ende der eigentlichen Produktion. Die Tatsache, daß dem Rheinland benachbarte westfälische Fundplätze, z. B. die Wüstung Altenberg bei Müsen und die Isenburg bei Hattingen, deren Siedlungsbeginn um oder kurz vor 1200 angesetzt werden muß, so gut wie keine Pingsdorfer Ware, wohl aber rheinische Steinzeugvorläufer enthalten, spricht in Übereinstimmung mit dem altbekannten, reichen Irminen-Schatzfund und den Stratiographien der bisher bekannten Töpfereihalden für eine relativ kurze Übergangsphase in der Produktion am Ende des 12. Jahrh.

Am Schluß des Datierungskapitels zieht Verf. die Konsequenzen für die Siedlungsdauer in Haithabu. Das Vorkommen der Tatinger Ware nimmt er als Beweis, daß der Siedlungsbeginn 'zwei bis drei Jahrzehnte vor 800' liegt. Das Ergebnis mag aus anderen Gründen richtig sein – daß die Tatinger Gefäße nicht erst im 9. Jahrh. nach Haithabu gelangten, müßte erst bewiesen werden. Die Aussage zur Dauer der Siedlung – 'bis ins 12., wenn nicht gar in den Beginn des 13. Jahrh.' – ist sicher richtig und von erheblicher Bedeutung, bedürfte aber einer näheren Erörterung. Sind die wenigen Scherben von 'Faststeinzeug' (0,01 kg) ebenso wie die Steinzeugscherben (0,05 kg) als Streufunde zu bewerten? Sofern man sie wie Verf. zur Siedlung rechnet, sprechen sie für ein Siedlungsende ziemlich genau um 1200. Die Anfangsdatierung dieses in Schleswig gut belegten Imports liegt nach bisher einhelliger Forschungsmeinung um 1200 (in Lübeck wird neuerdings eine Datierung in das letzte Viertel des 12. Jahrh. vertreten). Zu berücksichtigen ist noch der irritierende Umstand, daß der Begriff 'Faststeinzeug' in der norddeutschen Rahmenterminologie, der Verf. folgt, einen anderen Inhalt hat als ihm sein Schöpfer B. Beckmann gegeben hat.

In diesem Zusammenhang spricht Verf. das Verhältnis Haithabu-Schleswig an und betont die 'Allmählichkeit' des Ablösungsvorganges. Es ist aber doch die Frage zu stellen, ob die jetzt deutlich erkennbare Spätphase des 12. Jahrh. noch irgend etwas mit der alten Funktion von Haithabu zu tun hat oder ob nicht vielmehr eine mehr oder weniger agrarische Nachfolgesiedlung eine Scheinkontinuität nur vortäuscht. In der unmittelbaren Nähe des Handelsplatzes Schleswig könnte auch ein Bauern- oder Ministerialenhof mit Importkeramik ausgestattet gewesen sein. Allmählichkeit oder Plötzlichkeit des Funktionswandels kann nach dem Keramikbefund allein wohl nicht ausreichend beurteilt werden.

Im anschließenden Kapitel 'Horizontale Verteilung innerhalb des Halbkreiswalles' werden die siedlungsgeschichtlichen Fragen weiter erörtert. Wenn für die karolingische Zeit ein Schwergewicht der Keramik im Ostteil und dünne Streuung im Westteil konstatiert wird (S. 58), so entspricht das der Erwartung. Daß Verf. dem Leser bei der Diskussion dieses Befundes nicht mitteilt, daß sich im Westbereich der seit 1902 bekannte, nach Jankuhn mehrere tausend Gräber umfassende Friedhof befindet, treibt das Spezialistentum etwas zu weit. Auch im folgenden Abschnitt, der die horizontale Verteilung in den Grabungsflächen untersucht, bedürfen einige Aussagen weiterer Diskussion. Spiegeln die Karten 16 und 17 wirklich Verlagerungen eines 'städtischen' Siedlungsschwerpunktes oder könnte das Verteilungsmuster auch etwa so erklärt werden, daß in einer späten Phase – vielleicht erst des 12. Jahrh. – die Art der Abfallbeseitigung geändert wurde und wenige Anwesen große Scherbenmengen hinterließen? Bekannt ist ja auch, daß sich gegen 1200 der Keramikverbrauch der einzelnen Haushalte erheblich steigerte und daß eine einzige Abfallgrube bedeutende Scherbenmengen liefern kann. Siedlungsgeschichtliche Schlußfolgerungen sind also ohne Befragen des Grabungsbefundes problematisch. Das gilt gleichermaßen für das Kapitel 'Vertikale Verteilung in den Grabungsflächen' (vgl. Karte 25) und für die 'Quantitative Analyse der Importkeramik'. In Ermangelung einer Differenzierungsmöglichkeit innerhalb der Pingsdorfer Ware nimmt Verf. einen gleichmäßigen Importstrom von 900 bis 1150 an. Die Quote von 12% für westlichen Import des 11./12. Jahrh. in Schleswig statt 7% in Haithabu (gesamt) spricht aber eher für Ungleichmäßigkeit. Verzichtet man also auf jene Prämisse, sind andere siedlungsgeschichtliche Modelle denkbar.

Ein zweiter Teil des Buches ist dem Herkunftsgebiet der Hauptmasse der Importkeramik und den Fragen des Keramikhandels gewidmet. Ein 66 Nummern umfassender Katalog von Töpferöfen, im wesentlichen aus dem Raum zwischen Koblenz, Duisburg und Aachen, vom 7. Jahrh. bis zur frühen Neuzeit reichend,

enthält z. T. auch detaillierte Angaben über Grabungsbefunde aus dem Gebiet Pingsdorf-Badorf und Langerwehe (eine umfassendere Auflistung bei E. HÄHNEL, Siegburger Steinzeug. Rhein. Freilichtmus. Kommerzien, Bestandskatalog 1 [1987]). Massen unpublizierten Fundmaterials und ständig neuer Fundanfall durch die Tätigkeit der Bodendenkmalpflege kennzeichnen die Schwierigkeit einer Aufarbeitung, die schon seit langem ein überaus wichtiges Desiderat ist. Um so dankbarer darf man W. Janssen sein, daß er aus dem Überblick heraus einige wesentliche Punkte anspricht. Wichtig ist z. B. die Bemerkung, daß die rheinische Importkeramik von Haithabu – andere Handelsplätze in entsprechender geographischer Lage darf man wohl hinzunehmen – aus dem Vorgebirgsraum zwischen Köln und Bonn stammt und nicht etwa aus Meckenheim im Süden, Schinveld im Westen oder Wildenrath im Nordwesten (von anderen Produktionsgebieten an Main, Weser oder Aller ganz zu schweigen). Verf. erklärt dies mit dem Hinweis auf Köln als Vermarktungsort, während die übrigen Werkstätten auf die Versorgung regionaler Märkte beschränkt blieben. Bemerkenswert ist weiter der Vergleich der Töpferfunde mit den Importfunden im Hinblick darauf, daß aus dem Typenspektrum des Herstellers nur ein enger (etwa gleichbleibender) Ausschnitt den entfernten Verbraucher erreichte.

Im Anschluß an einen Überblick über den Keramikhandel im Nordseeküstengebiet, in dem rheinische Keramik mit anderen westlichen Produkten konkurrierte, erörtert Verf. die Frage, in welcher Funktion die Importkeramik Haithabu erreicht: als eigentliches Handelsgut, als Transportgefäß – man hat hier früher Wein vorgeschlagen – oder als mehr zufällige Nebenerscheinung von Reise- und Handelstätigkeit. Angesichts des nur 7 Gewichtsprozent betragenden Anteils am Gesamtvolumen der Keramikfunde entscheidet sich der Verf. für die dritte Möglichkeit, wobei die Behältereigenschaft maßgeblich sei. Da Verf. sonst von der 'Existenz eines leistungsfähigen Verlags- und Handelssystems für Keramik' im regionalen Bereich spricht und Dorestad als Umschlagplatz für Keramikhandel über die Nordsee bezeichnet, erscheint es wenig konsequent, zumindest unzureichend begründet, ausgerechnet Haithabu vom eigentlichen Handel mit rheinischer Keramik auszuschließen, zumal der Einkauf von Muschelgruskeramik aus dem Westen und slawischer Ware aus dem Osten keineswegs in Abrede gestellt wird. Eine andere Frage ist, welchen Stellenwert man dem Keramikhandel als solchem und als Indikator für allgemeine Handelsbeziehungen zumessen soll. Hier sind mit Verf. skeptische Bemerkungen sicher angebracht und zukünftige differenzierte Untersuchungen zu erhoffen.

Ein Exkurs befaßt sich mit den Töpferöfen, näherhin der Frage, weshalb die vielfach bezeugten 'stehenden' Öfen der Römerzeit im Rheinland keine Nachfolge gefunden haben, wo seit der Merowingerzeit sich der 'liegende Ofen' durchgesetzt habe. Die Erklärung des Verf. ist, man habe – auch in Mayen – 'nach einer gewissen Pause Formen der spätantiken Töpferproduktion wieder aufgegriffen und fortgesetzt', es handle sich also lediglich um eine Kontinuität der Typen oder der Formen, nicht der Produktion. Abgesehen davon, daß die Trierer Hospitalkeramik – Verf. erwähnt sie nicht – römische Formen wirklich sehr unmittelbar fortsetzt, ist kaum anzunehmen, daß Kenntnisse wie die der Tonaufbereitung, des freien Aufdrehens der Gefäße auf der Scheibe und des klingend harten oxidierenden Brennens sich überlieferten, eine so einleuchtende Konstruktion wie der 'stehende' Ofen aber zufällig nicht. – Vielleicht kennen wir nur die spät-römische Ofentechnik und die möglichen Vorzüge des 'liegenden' Ofens nicht gut genug, um eine plausible Antwort auf die zweifelsohne bedeutsame Frage zu finden. In Gebieten Süddeutschlands mit weit geringerem Kontinuitätsbezug konnte der stehende Ofen im frühen Mittelalter ja immerhin Verbreitung finden. Hinzu kommt die Befundproblematik: Befand sich das Brenngut wirklich in dem Ringgraben des Ofens 3 von Brühl-Eckdorf, wie Verf. meint, oder war es nicht vielmehr so, daß die sich nach außen neigenden Ränder des Mittelblocks (Abb. 30) mit den Außenwänden durch Stege o. ä. verbunden waren, über denen das Brenngut gestapelt war? Solche Konstruktionen sind sonst mehrfach bezeugt. Übrigens wäre wohl auch viel gewonnen, wüßten wir über die Stapeltechnik in den 'liegenden' Öfen etwas Bescheid.

Das Buch bringt sein für die Archäologie des frühen und hohen Mittelalters in Nordwestdeutschland zentrales Thema in lebendiger, leicht lesbarer Form zur Darstellung. Das verlässliche Handbuch über die rheinische Keramik des 8.–12. Jahrh. und ihren Export muß aber noch geschrieben werden.